Waldwirtschaft und Raubwild

Autor(en): **Rüedi, K.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **108 (1957)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-767627

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

21. *Buechner, Helmut K.* (1950): An Evaluation of Restocking with penreared Bobwhite. J. of Wildlife Management 14, 363—377.
22. *Wodzicki, K. A.* (1950): Introduced Mammals of New Zealand. Wellington.
23. Federal Aid in Fish and Wildlife Restoration. Annual Reports 1956. Washington.
24. *Knopfli, W.* (1956): Die Vögel der Schweiz. Schlußlieferung XIX. Bern.
25. *Stricker, W.* (1953): Die Flußseeschwalbenkolonie bei Altenrhein im Jahre 1952. Orn. Beobachter 50, 20—23.
26. *Gacond, René* (1954): L'île aux Sternes. Nos Oiseaux 22, 294—296.
27. *Wyß, Hugo* (1957): Künstliche Brutinseln für Flußseeschwalben auf dem Klingnauer Stausee. Schweiz. Naturschutz 23, 62.
28. *Klomp, H.* (1954): De terreinkeus van de Kievit, *Vanellus vanellus* (L.). Ardea 42, 1—139.
29. *Eygenraam, J. A.* (1957): Über die Behandlung des Birkhühnerbestandes. Zschr. f. Jagdwissenschaft 3, 79—87.
30. *Burckhardt, Dieter* (1957): Über das Wintersterben der Hirsche in der Umgebung des Nationalparkes. Schweiz. Naturschutz 23, 1—5.

Waldwirtschaft und Raubwild

Von *K. Rüedi,* Aarau

Oxf: 907. 1: 149. 74

Halten wir zuerst den Stand der Dinge in unserem Lande fest. Wir haben noch Fuchs, Dachs und Hausmarder in guter Vertretung; ihr Bestand ist nicht gefährdet. Als spärlich vorhanden muß der Edelmarder bezeichnet werden. Im starken Rückgang sind zweifellos in vielen Gegenden Iltis und Wiesel. Der Fischotter konnte sich nur als Relikt erhalten; vor vier Jahren — im letzten Augenblick — ist er in der ganzen Schweiz unter Schutz gestellt worden.

Unter den Raubvögeln sind Mäusebussard, Turmfalk, Sperber, Wald- und Steinkauz häufig. Der Habicht weist noch eine leidliche Vertretung auf. Spärlich oder selten sind die andern einheimischen Arten. Der Uhu steht leider vor dem Aussterben, obgleich er seit Jahrzehnten als nicht jagdbar erklärt ist. Mangel an Niederwild, die vielen Drahtleitungen und geheime Verfolgung mögen die Schuld daran tragen. Der Steinadler konnte einen Minimalbestand erhalten und ist nun seit vier Jahren im ganzen Lande geschützt.

Gänzlich verschwunden sind seit etwa der Jahrhundertwende Bär, Wolf, Luchs, Wildkatze und Lämmergeier. Daß im Abstand von Jahrzehnten einmal im wildesten Alpengebiet ein verirrter Wolf erlegt wird, daß gelegentlich im welschen Jura ein Wildkater oder sein Bastard auftaucht, ändert daran praktisch wenig. Die Mumien der letzten dieser prachtvollen Tiergestalten stehen in unseren Museen. Kein heutiger Schweizer weiß um ihre Lebensweise in unsern Wäldern. Um sie aus zeitgenössischer Schilderung kennenzulernen, vertiefen wir uns in Tschudis «Tierleben der Apenwelt», der ihnen um 1850 ein Denkmal setzte, als sie noch

unserer Fauna angehörten, wenn auch bereits im Aussterben. Doch bald stutzen wir. Der Luchs heißt «Bestie», der Wolf «alter Mörder» (nebst vielen andern gefühlsbetonten Brandmarkungen), die Wildkatze bietet einen «abschreckenden Anblick», unser wackerer Mutz pendelt zwischen «reißendem Tier» und «gutmütigem Vieh» (trotzdem ihm ja immer eine heimliche Liebe des Schweizers galt — Frage des Naturells?). Doch wollen wir das Buch nicht sogleich mißmutig weglegen: es ist ein Kind seiner Zeit und kann uns doch manches lehren. Seine Mentalität ist freilich überholt vom Blickpunkt einer hochgetriebenen Zivilisation aus, die zwar mit der Natur gründlich fertiggeworden ist, sich aber damit auch anschickt, zu ihr ein ganz anderes Verhältnis zu gewinnen. Sachlich können wir uns aus dem alten Tschudi doch allerlei notieren. «Hat der Luchs aber Wildpret genug, so hält er sich an dieses und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißung der Haustiere zu verraten.» Oder bei der Wildkatze «In dem Magen eines einzigen Exemplars hat man schon die Überreste von 26 Mäusen gefunden». Vom Wolf «Menschen hat er im letzten Jahrhundert in der Schweiz kaum angegriffen», er «flieht sie vielmehr und ist sehr feige», «feiger als der Luchs und selbst die wilde Katze».

Was hat nun aber die Waldwirtschaft mit dem Raubwild zu schaffen, außer dem die Naturwissenschaft im allgemeinen interessierenden Zusammenhang zwischen diesen Tieren und ihrem bevorzugten Wohngebiet? Im Zeitalter der soziologischen Wissenschaft muß sich die Forstwissenschaft offenbar mit allen Komponenten der Lebensgemeinschaft Wald auseinandersetzen, wirken sie doch alle mit in dem von Natur aus stabilen Kräftespiel. Das wird uns rasch deutlich, wenn in einem Revier Fuchs und Dachs zu mangeln beginnen und wachsender Mäuseschaden auftritt. Gleiches kann in allzu hermetisch verschlossenen Einzäunungen passieren, zu denen diese Raubtiere keinen Zutritt finden. Ein in der Nähe von Pflanzgärten oder Verjüngungsflächen aufgehängter Eulenkasten kann die einfachste und billigste Bekämpfung der Nager bedeuten. Das sog. Nutzwild liebt der Forstmann mit gewissen Vorbehalten; das Raubwild kann er rückhaltlos lieben. Es ist mindestens indifferent, oft aber — rein materialistisch gesehen — für uns nützlich durch die Dezimierung forstlichen Schadwildes. Nur wer auch das rege Leben im Walde bei Nacht kennt und damit das fast fieberhaft emsige, rastlose Treiben und Stöbern all der Raubtiere, hat einen Begriff von der regulierenden Tätigkeit, die sie gegenüber dem Bestand der sonstigen Fauna ausüben bis hinab zu größeren Kerfen. Als Beispiel sei hier die Hirschkalamität im schweizerischen Nationalpark und seiner Umgebung erwähnt, wo es ganz einfach an großen Raubtieren völlig fehlt. Mindestens so wichtig ist die korrigierende Wirkung des Raubwildes für die Jagd, und zwar in qualitativer Hinsicht, könnte doch das übrige Wild nicht ohne Degenerations- und Krankheitserscheinungen fortbestehen, wenn

diese Säuberungspolizei nicht im erforderlichen Ausmaß tätig wäre. Nichts liegt dem Denken wenig naturverbundener Menschen näher als der Wunsch, die Rolle des Raubwildes selber zu übernehmen, um so mehr Nutzwild «ernten» zu können — und nichts ist verkehrter, da er sie nie im entferntesten so fein und ausgewogen nach weisen Naturgesetzen spielen kann wie die dafür geschaffenen Tiere.

Diese Nummer unserer Zeitschrift ist dem Naturschutz gewidmet. Der Redaktor verdient den Dank der Schweizer Naturschützer. Es wäre unentschuldbar, wenn wir die forstlichen Sympathien für das oft besonders bedrohte Raubwild und das Interesse der Waldwirtschaft an seiner Erhaltung nicht ausnützen würden.

Unsern Naturschützern — soweit sie diesen Ehrentitel wirklich verdienen, mit der Natur noch verbunden und nicht durch Ignoranz und Vorurteile befangen sind — ist es ein selbstverständlicher Wunsch, der verschwundenen Tierwelt, soweit das die heutigen Verhältnisse irgend erlauben, in unserem Lande wieder Eingang zu verschaffen, im Sinne der Wiederherstellung einer standortsgemäßen Gesamtfauna, denn ihre Ausrottung war in den meisten Fällen kein Gebot der Notwendigkeit. Die heutigen biologischen Kenntnisse erlauben, diesen Wunsch zum Willen werden zu lassen, und die Zeit rückt rasch heran, wo Taten möglich sind. Das begeisternde, auf immer Dank und Achtung abnötigende Beispiel war die berühmte Großtat der Wiedereinbürgerung des Steinwildes in unseren Alpen. Bereits haben unsere Genfer Freunde die ersten Schritte zur Wiederansiedelung des Bibers unternommen. In der Existenz bedrohte Tiere, wie Fischotter, Steinadler, Uhu und andere Raubvögel, sind unter Totalschutz gestellt. Damit hat die Naturliebe in großmütiger wie einsichtsvoller Weise den Schutzkreis bereits auch um die so oft verfemte Raubtierwelt gezogen. Es ist nicht bewiesen, vielmehr so gut wie sicher falsch, wenn angenommen wird, die verschwundenen Raubtiere seien heute auch in kleinstem Bestande nicht mehr tragbar. Viele andere Länder — auch Europas — sind uns hier an Einsicht und Toleranz wie Erfahrung weit voraus. Ob und wieweit auch die größeren «reißenden» Tiere wieder «zugelassen» werden können, ob sie unter den heutigen Verhältnissen existenzfähig und tragbar sind, ob Grund besteht, daß hier der Natur- vor dem Menschenschutz zurücktreten muß, das ist ein weites Diskussionsfeld. Wohlverstanden: wir sprechen hier vorwiegend von der Gefahr für die Viehhabe. Für den Menschen selber besteht kein Risiko, wie die Erfahrungen anderer Länder in unsern Breiten zeigen. Greuelmärchen alter und neuer Prägung (liebenswürdiges Jagdlatein sei hier ausgenommen) sind im Zeitalter nüchterner Wissenschaftlichkeit als das zu behandeln, was sie sind: als Schundliteratur. Wir brauchen ja nur Kenntnis zu nehmen von den reichen neuzeitlichen Erfahrungen anderer europäischer Länder, mögen sie auch nicht immer in Bausch

und Bogen auf unsere Verhältnisse übertragbar sein. Das eigene schrittweise Experiment muß die nötigen Abklärungen bringen, fehlt es uns doch fast ganz an modernen überprüften Beobachtungen.

Allzu leichtfertig redet man von der Kleinheit unseres Landes, seiner Übervölkerung und intensiven Kultivierung. Die starke Besiedelung und wirtschaftliche Inanspruchnahme betrifft vorwiegend das sogenannte schweizerische Mittelland — drei Viertel der Landesfläche entfallen auf Alpen und Jura. Ein Viertel des Landes ist bewaldet — davon wieder drei Viertel Berg- und Gebirgswald. 20 bis 30 Prozent der Schweiz sind ertraglose oder ertragsarme Wildnis: Fels-, Block-, Schutt- und Firngebiete, Erlendickichte, extensiv genutzte Weiden. Was die Gesamtfläche anbelangt, so ist sie von geringem Einfluß auf die relative Vertretung einer Tierart; sie ist nur ausschlaggebend für die absolute Anzahl. Sollten da nicht sogar einige größere Raubtiere noch Lebensrecht haben können? Gerade die immer mehr verstädternde Bevölkerung hat ein wachsendes Verlangen nach freier wilder Natur mit all ihren Lebewesen. Da spielt nun der Wald als Refugium und Wohnstatt der meisten Tiere eine überragende Rolle. Deshalb sei hier das Postulat unumwunden gewagt: Unser Wald muß künftig offiziell und zielbewußt einen bescheidenen Anteil seiner wirtschaftlichen Funktionen der Erfüllung von Naturschutzaufgaben abtreten! Wir kommen darauf zurück. Jeder echte Forstmann ist Naturfreund und Naturschützer. Nicht zuerst und allein praktische Erwägungen, vielmehr die Freude an der gesamten Lebewelt, zu der unabdingbar auch das Raubtier gehört, die Liebe zur Schöpfung in ihrer Schönheit und Ganzheit sind uns Grund genug zur Erhaltung auch dieser Geschöpfe. Auch Jägerfreuden dürfen dabei ein Wort mitsprechen.

Mit der von Gefühlen der Abneigung getränkten Einstellung eines Tschudi ist nichts mehr anzufangen. Sie war ein Überbleibsel aus der Zeit, da sich der Mensch im Kampfe gegen eine übermächtige Natur behaupten mußte. Er hat noch nicht bemerkt, daß sich schon in seinem Jahrhundert eine totale Wandlung der Verhältnisse anbahnte. Langsam, aber unentwegt hat sich die Mentalität infolgedessen zu ändern begonnen. Ein großer Umbruch ist im Gang. Die Überzeugung, das größere Raubtier habe verschwinden müssen und sei heute «nicht mehr tragbar», ist in seiner Absolutheit schwer erschüttert. In den amerikanischen Nationalparks werden von den Touristen die Bären an der Autostraße gefüttert, in den afrikanischen die Löwen photographiert. Wir möchten diese Äußerungen der veränderten Verhältnisse keineswegs als Ideal ansehen, aber sie sind vielsagend und bedeuten für den Gedanken des Naturschutzes einen unschätzbaren Nährboden. Es ist höchste Zeit, daß auch bei uns die Einstellung zum Raubtier, bis jetzt gezeichnet durch überkommene Schlagwörter aus den Zeiten des Hasses und der Angst,

die sachlicher Prüfung selten standhalten, wissenschaftlich und auf dem Fundament der Tierliebe geprüft und revidiert wird. Die Wandlung dürfte eine totale werden, wie moderne und seriöse Schilderungen der Wildtierfauna anderer Länder auf Schritt und Tritt beweisen (z. B. Zwilling: «Steppentage — Urwaldnächte», Verlag Ullstein 1954 — moderne Jagdschilderungen aus Afrika).

Woran es bisher fehlte, war der Mut, dieses Postulat zu bekennen und überzeugt zu verfechten. Man fürchtet die eingewurzelte Angst der Menge vor den «reißenden Tieren», seit Jahrhunderten gepflanzt durch Unkenntnis, Übertreibungen, Verallgemeinerungen, Schauergeschichten und Jägerlatein, zu denen heute, mangels eigener Erfahrungen, jedes Korrektiv fehlt. So gehört es zu den wenigen mutigen und dankenswerten Ausnahmen, wenn es Prof. Hediger vor einigen Jahren wagte, für die Wiedereinbürgerung des Bären eine Lanze zu brechen. Wir wollen dabei die großen Raubtiere keinesfalls verniedlichen und in Gefühlsduselei verfallen, sondern das Tier nüchtern sehen, wie es ist, was unserer Zuneigung keinen Abbruch tut.

Noch lebt diese Tierwelt in den meisten Gebieten der Erde. Die Schweiz und Zentraleuropa sind eine kleine Insel hoher technisierter Zivilisation, wo sie verschwunden ist. Man wird schwerlich zur künstlichen Einsetzung schreiten — ein Vergleich mit dem Steinbock ist aus verschiedenen Gründen abwegig. Wenn die erforderlichen Bedingungen geschaffen werden, sollten sie sich im Vakuum von selber wieder einstellen. Die praktischen Erfahrungen würden sich dann bald ergeben. Warum sollte nicht auch der Jäger mitmachen? Ist ein erlegter Bär oder Luchs nicht hundert Rehjagden wert? Es würde sich zeigen, ob einzelne Arten abzustreichen wären, wo und in welcher Vertretung die andern tragbar sind. Der Laie macht sich ja ganz abenteuerliche Vorstellungen und glaubt, in wilden Erdstrichen wimmle es nur so von diesen ungemütlichen Vierbeinern. In Wirklichkeit ist in der Wildnis die Zahl der Großtiere einer Art (nicht nur Raubtiere), bezogen auf die Fläche, unerwartet gering. Groß ist meist nur die Zahl der Arten.

Wenn somit die Wiederbevölkerung unserer Wildbahn von außen erfolgen muß, so erhellt daraus, daß nur ein *internationaler Naturschutz* die Voraussetzung dafür bieten kann. Wie auf andern Gebieten, so muß aber auch beim internationalen Naturschutz stufenweise aufgebaut werden. Sicher sollte die Schweiz auch auf dem Gebiet des Naturschutzes an weltweiten Aufgaben mitarbeiten; sie sind ungeheuer dringlich. Im Rahmen unserer eigenen Interessen steht aber die Schaffung eines europäischen Naturschutzes im Vordergrund, und vorher noch müssen die Alpenstaaten ihre Probleme gemeinsam anpacken. Erfreuliche Anfänge sind da. 1956 hat in Italien ein Kongreß zum Schutze des Alpenbären stattgefunden (die Schweiz war u. W. nicht vertreten!). Zu unserer Beschämung ist Meister Petz in diesem Lande, das wir naturschützerisch

oft schlecht qualifizieren (Zugvögelfang!), in einigen bescheidenen Relikten unter Schutz gestellt. Das Organ der UIPN berichtet darüber in Nr. 5/6, 1956, und sagt abschließend: «Aux dires du congrès, l'ours des Alpes n'a jamais assailli l'homme.» Auch andere Länder Europas haben den Bären geschützt. Prof. Baumann sagt in seinem bereits erwähnten Werk «Die freilebenden Säugetiere der Schweiz», 1949, daß der Bär, wie der Bau des Gebisses deutlich erkennen lasse, ein Allesfresser sei und Pflanzennahrung meist überwiege. Er kann aber auch Weidevieh anfallen. (Dabei dürfte es sich oft um Spezialisten oder Nahrungsmangel handeln. Der Verfasser.) Ein weiteres Beispiel: Die Wildkatze tritt gelegentlich noch im Hochjura von Frankreich her auf und ist leider noch immer jagdbar. Baumann sagt von ihr: «Als Mäusejäger sucht sie ihresgleichen»; der Wildschaden werde übertrieben. Er tritt für ihren Schutz ein, wie auch andere sachkundige Wissenschafter (Zollinger). In verschiedenen Ländern Europas ist dieser Schritt bereits vollzogen.

Sind wir einmal bei der Behandlung der Frage so weit gelangt, so stellt sich uns das Problem: *Was kann die Forstwirtschaft für den Raubtierschutz tun?* Denn sie sollte mit Wort und Tat dafür eintreten, energischer und zielbewußter als bisher, im eigenen Interesse wie aus naturschützerischen Gründen. Das muß aber *mit* der Jagd geschehen, nicht *gegen* sie. Unsere Jagdgesetze sind nicht mehr zeitgemäß. Die wissenschaftlich-biologische Untermauerung fehlt, die tier- und naturschützerische Komponente ist darin unterernährt. Ein erstes dringliches Postulat der Humanität ist der Schutz dieser Tiere in den Zeitabschnitten, wo sie hilflose Junge haben (*«Schonung der führenden Fähe»*), ein zweites das absolute *Verbot von Fallen und Gift.* Der Widerstand hiegegen kommt viel weniger oder nur indirekt von der Jagd, sondern von der Landwirtschaft, die neben dem größten und leider so oft unerkannt bleibenden Nutzen stets auch mit Schäden zu rechnen hat (Fuchs, Marder, Habicht am Hausgeflügel, Dachs an Mais und Trauben usw.). Belastet ist letztenendes dann der für die Wildschäden Verantwortliche: im Reviergebiet der Jäger, im Patentkanton der Staat. Auf seinem Rücken allein Raubtierschutz treiben geht nicht an. *Öffentlichkeit, Urproduktion, Jagd und Naturschutz müssen aus gemeinsam gespendeten Geldern für die Wildtierschäden im weitesten Sinne aufkommen.* Kommt dazu eine *Abschußplanung,* so werden gänzliche *Erlegungsverbote* nur noch ausnahmsweise nötig sein bei Arten, die durch irgendwelche Umstände auf den Stand des Aussterbens kamen oder die — weil ausgestorben — wieder heimisch werden sollen. (Vordringlich gilt das im heutigen Augenblick für die fast restlos verschwundene Wildkatze, nachdem erfreulicherweise dieser Schritt für den Steinadler und — auch kurz vor Torschluß — den Fischotter getan worden ist.) Unsere zahlreichen und ausgedehnten *Jagdbanngebiete* sowie der *Nationalpark* sind berufen, hier eine wichtige Rolle zu spielen.

Daneben sind *Ernährung und Lebensraum* von ausschlaggebender Bedeutung. Man spricht gewöhnlich von «Ausrottung» und macht hierfür die immer stärkere Verfolgung und die besseren Waffen verantwortlich, d. h. den Jäger. Zur Zeit, wo unsere letzten größeren Raubtiere ausstarben, wurde aber auch das ihrer Ernährung dienende Nutzwild dezimiert. Die geeigneten Lebensgebiete schrumpften zusammen durch intensive Land- und Waldwirtschaft, Korrektion, Ausnützung und Verschmutzung der Gewässer, Melioration der Sümpfe und Moore, Überbauung, Verkehr, Betrieb und Lärm. Die Jagd ihrerseits fährt oft noch zu sehr im überlebten Geleise der Raubtierfeindlichkeit, aus mangelnder Kenntnis der biologischen Zusammenhänge und ungenügender Naturverbundenheit. Das Jagdsystem ist dabei nicht ausschlaggebend: der Revierjäger neigt zur Verfolgung, weil er im Raubtier zu sehr nur Schadwild sieht, der Patentjäger erliegt der Versuchung, für sich zu nehmen, was ihm vor die Flinte kommt. Wo soll der Bär in Wirtschaftswäldern die von Baumann geschilderte Nahrung finden? Wo der Fischotter leben und sich fortpflanzen, wenn die Waldufer verschwinden oder stets beunruhigt sind, das Wasser verschmutzt ist?

Damit kommen wir zur entscheidenden Frage: wenn heute der Forstwirtschaft (von der Landwirtschaft sei hier nicht die Rede) die Aufgabe gestellt wird, immer mehr zu produzieren, somit jede Möglichkeit auszuschöpfen, überall zu pflegen, jeden Waldteil zu erschließen usw., lassen sich dann die dargelegten Postulate des Naturschutzes, die den wirtschaftlichen Bestrebungen offenbar absolut zuwiderlaufen, überhaupt verwirklichen? Denn winzige, einem unbegrenzten Produktionsprozeß abgestohlene noch so hübsche Konzessiönchen werden keine entscheidenden Ergebnisse zutage fördern! Da bleibt nur eines: *Der Naturschutz muß neben den andern Lebensnotwendigkeiten als gleichberechtigt anerkannt* und es muß dementsprechend auch *gehandelt* werden. Das Glück des Menschen hängt nicht allein an der uferlosen Erhöhung der Produktion, Förderung der technischen Entwicklung, Hebung des Lebensstandardes — sehr im Gegenteil.

Vorschläge zur praktischen Durchführung eines großzügigen Naturschutzes — und in unserem Fall im besondern des Raubtierschutzes — sind ein weites Gebiet. Die Lösung kann nicht die Theorie allein erbringen, sondern das praktische Experiment. Es sei nochmals klargestellt, daß Tierschutz im hier gemeinten Sinn eine angemessene Bejahung keinesfalls ausschließt. (Es darf hier auch an meinen Aufsatz «Moderne Waldwirtschaft und Naturschutz» in Nr. 8/9, 1951, dieser Zeitschrift erinnert werden.) Sicher befriedigen die aus unserer heutigen naturnahen Waldwirtschaft hervorgehenden Bestände Auge und Herz des Naturfreundes immer mehr und bieten noch so mancher Tier- und Pflanzenart Lebensraum. Dennoch müssen wir uns klar sein, daß intensive Waldpflege und freie Naturentfaltung einen grundsätzlichen Widerspruch bedeuten. Es

bleibt somit nur ein Schluß: *Wir müssen der freien Natur genügende Flächen in reicher Verteilung zur Verfügung stellen.* Die Erfahrung wird lehren, was «genügend» heißt — sicher können es verhältnismäßig bescheidene Flächenprozente sein. Mit einem noch so großen und absoluten Nationalpark im fernsten Hochalpengebiet ist es nicht getan. Es braucht viele und gut verteilte Stützpunkte in Form kleiner und größerer *Reservate,* unter den verschiedensten Standortsverhältnissen. (Sie können im einzelnen sehr unterschiedlichen Bestimmungen unterstehen.) Auch Zwergreservate, gut ausgewählt und verteilt, gar nicht oder konservativ-natürlich bewirtschaftet, sind wertvoll. Eine wesentliche Rolle in diesem Sinn vermögen die breiten *Waldsaumzonen* zu spielen, die in meinem erwähnten Aufsatz gefordert und behandelt sind. Die allmählich zustande kommenden *wissenschaftlichen Waldreservate* und die *Wildäsungsparzellen* dienen — als willkommene «Nebennutzung» — selbstverständlich auch dem Naturschutz. Hauptsache bleibt auf der vorgesehenen Fläche, daß kein Produktionsziel verfolgt wird, daß menschliche Einwirkung und Beunruhigung unerheblich bleiben. Einzelne *Jagdbanngebiete* sind auch in Revierkantonen dringend erwünscht. Im allgemeinen braucht aber ein Reservat keineswegs der Jagd verschlossen zu sein, sofern die Jagdgesetze und ihre Anwendung die nötigen Sicherheiten gewährleisten.

Zur waldbaulichen, forsteinrichtungs- und wegbautechnischen *Planung* muß in Zukunft auch die *naturschützerische* als gleichberechtigt treten. Bis dahin ist freilich noch ein weiter Weg!

Durch die angetönten Maßnahmen helfen wir, die bei uns weitgehend verarmte *Niederjagd* zu verbessern — zweifellos eine Notwendigkeit, soll unsere gesamte Raubtierwelt wieder ihre Ernährungsbasis finden. Das allein bedingt schon, daß unsere Bestrebungen auch im offenen Land ihre Ergänzung finden und die Jagd tatkräftig auf die gleichen Ziele hinarbeitet.

Hoffen wir, daß unsere Söhne und Enkel nach einem bedauerlichen, durch Unverstand und Materialismus bewirkten Tiefstand mit Stolz wieder die gesamte Fauna in unsern Wäldern als einheimisch kennen, und daß auch das Raubtier nicht mehr verfemt ist, sondern behütet. Hierzu ist eine Änderung der geistigen Einstellung zum Tier nötig, wie sie sich bereits abzeichnet. (Ein Kenner sollte uns einmal die Frage beantworten, warum osteuropäische Länder, die wir sonst nicht gerade als Vorbilder anerkennen, auf diesem Gebiet weit voraus sind!) Unser wohlhabendes Land, das für Sport, Feste, Wohnkultur, Verkehrsbedürfnisse usw. Unsummen aufwendet, kann unschwer die *Geldmittel* auch für solche Kulturzwecke aufbringen. Gelegentliche Schäden sind unvermeidlich und müssen dem Landwirt vergütet werden, und das nicht zu Lasten der Jäger allein.

Unsere *Thesen* seien wie folgt kurz zusammengefaßt:

1. Zur Lebensgemeinschaft Wald gehört auch die gesamte naturgegebene Tierwelt, inbegriffen das Raubwild.
2. Diese Fauna ist verarmt durch menschliche Schuld — jedoch keineswegs der Jäger allein. Das Raubwild ist dabei besonders betroffen und bedroht. Das *restlose* Verschwinden mehrerer Tierarten — darunter die eindrucksvollsten Raubwildgestalten — wäre zweifellos weder notwendig noch unvermeidbar gewesen. Es ist wünschbar und wohl keine Unmöglichkeit, die standortsgemäße Fauna wiederherzustellen, auch auf der Raubtierseite. Die Verluste bedeuten praktisch wie ideell eine Einbuße für unser Land.
3. Das Raubwild ist der Waldwirtschaft nützlich und nie abträglich.
4. Zur Erreichung des Zieles braucht es auf forstlicher Seite: Eine Änderung der Einstellung zum Raubtier und Aufklärung über die biologische Wahrheit, die von den landläufigen Vorstellungen erheblich und wohltuend abweicht; Arbeit im internationalen Naturschutz, zuerst der Alpenländer, dann Europas; vermehrte aktive Tätigkeit von Staat, Forstwirtschaft und Jagd, vor allem durch Verbesserung der Gesetze und Beschaffung der nötigen Mittel; Maßnahmen in der Mehrzahl aller Waldungen (nebst solchen in Feld und Flur): National- und Kantonalparks, Jagdbanngebiete in allen Kantonen, Waldreservate sind die Hauptstützpunkte — vor allem in Jura und Alpen. Dazu kommen zahlreiche auch kleinere Moor-, Wald-, Gewässer- und Uferreservate auch im Mittelland. Den Ring schließen mehr oder weniger der Natur überlassene, richtig aufgebaute breite Waldsaumzonen, Erhaltung von Teichen, Altwassern, Sumpfstellen, Unterholz, Gesträuch, hohlen Bäumen, die Schaffung von Wildäsungsparzellen und Kleinstreservaten sowie Maßnahmen des praktischen Vogelschutzes.

Wir haben schwer gesündigt an Gottes herrlicher Schöpfung, zum eigenen Schaden und dem unserer Nachkommen. Handeln wir tatkräftig und begeistert, es wieder gutzumachen. Wann kommt, neben all den wirtschaftlichen Programmen, endlich auch, was jedem wackeren Eidgenossen am Herzen liegen sollte: eine großgeschaute, aufbauende Naturschutzplanung (zusammen mit Heimat- und Landschaftsschutz), untermauert durch immer noch fehlende Naturschutzgesetze — eine Planung, an der alle Kreise mitwirken, mit weitsichtigen Ideen, mögen sie auch heute noch der Mehrzahl verwegen, ja verstiegen vorkommen — statt dem entzweienden zersplitterten Defensivkampf um Einzelobjekte? Offensiv und großzügig muß vorgegangen werden, an der Wurzel begonnen beim einfachen Mann und zugleich an der Spitze bei Bundesbehörden und Parlament.

Zu unseren herrlichen Bergen, Wäldern und Seen gehört die ganze großartige Tierwelt, wie sie so viele Kantons- und Gemeindewappen ziert, und die wir allzu eifrig und verständnislos zum Verschwinden gebracht haben.

Résumé

Economie forestière et gibier carnassier

Les thèses de l'auteur de cet article peuvent se résumer de la façon suivante:

1. Le monde animal, y compris le gibier carnassier, fait partie intégrante de cette biocénose qu'est la forêt.

2. Cette faune naturelle a été appauvrie par l'intervention humaine, mais les chasseurs ne sont pas seuls fautifs. Les carnassiers sont tout particulièrement atteints et menacés. La disparition totale de plusieurs espèces animales, et parmi ces dernières quelques-uns des carnassiers les plus caractéristiques, n'était certainement ni nécessaire ni inéluctable. Il serait bon, et c'est certainement possible, de reconstituer une faune conforme au milieu qui comprenne également les carnassiers. Les pertes enregistrées jusqu'à présent constituent un appauvrissement aussi bien au point de vue idéal qu'au point de vue pratique.

3. Le gibier carnassier est utile à l'économie forestière et ne lui est jamais défavorable.

4. Afin d'atteindre ce but, les milieux forestiers doivent entreprendre les démarches suivantes:

— Ils doivent modifier l'opinion qu'ils ont des carnassiers et informer le grand public sur la vérité biologique qui diffère beaucoup et avec bonheur de l'opinion générale.

— Ils doivent collaborer à la protection internationale de la nature, d'abord des pays alpins, puis de l'Europe entière.

— Ils doivent provoquer une activité plus grande de l'état, de la foresterie et des chasseurs, en particulier pour l'amélioration des lois et l'augmentation des crédits.

Les mesures qui peuvent être prises dans la majorité des forêts (en plus de celles à prendre dans les champs et les prés) sont: la création de parcs nationaux et cantonaux, l'établissement de réserves de chasse dans tous les cantons et dont les réserves forestières seraient les principaux points d'appui, en particulier dans le Jura et les Alpes. Des petites réserves dans des tourbières, dans les forêts, le long des cours d'eaux peuvent également être créées sur le Plateau. Le cercle peut être bouclé par des lisières de forêt naturelles plus ou moins abandonnées à elles-mêmes, par la conservation d'étangs, de bras de rivières abandonnées, de marais, de sous-bois, de buissons, d'arbres creux, par la création de lieux de pâture pour le gibier, de petites réserves et par des mesures de protection des oiseaux.

L'auteur termine son exposé par un appel pour une protection de la nature dynamique, constructive et à grande échelle. La faune fait partie de nos montagnes, de nos forêts et de nos lacs comme le montre un grand nombre de nos armoiries cantonales et communales. Malheureusement nous avons trop souvent participé activement et par manque de compréhension à sa destruction. *Farron*